

Wiedersehen mit zwei Kravatten

Autor(en): **Heester, Christian**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **19 (1951)**

Heft 2

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-567703>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wiedersehen mit zwei Kravatten

Von Christian Heester

Es ist keine schöne, keine lustige Geschichte.

Hat sie auch den Vorteil wahr zu sein, so klingt eben vielleicht deshalb mancher Ton darin verstimmt, gleitet manche Entwicklung hinab ins Groteske und mitunter scheint das Ganze aufgebauscht oder erfunden wie ein Märchen.

Ach, wäre es doch so !

Es war einmal — im Sommer 1948. Amsterdam, Freilichtbad.

Einige bescheidene Worte über mich selbst, lieber Leser. — Hübsch bin ich auch! Heute noch. Damals aber! Es sind doch beinahe drei Jahre her. Stellen Sie sich also vor . . . ! Ausserdem trug ich damals noch eines jener so verflixt geschnittenen Tücher um die so braunen Hüften, ein Ding, das man Sarong nennt. Oh! es verleiht einem herrlich lange Beine, und — seltsamerweise —, obwohl es farbig als geradezu verboten anzukreiden ist, — mich machte dieses bisschen Stoff ganz ohne Zweifel — männlich!

Ich merkte also bald: mir lief einer nach.

Wo ich auch lag, schritt oder schwamm — immer blinzelten zwei helle, blaue Augen unter einer blonden Mähne zu mir hin, und ich bemerkte etwas Langes, schrecklich Junges, wie mir schien, eine Art grosser Reiher, gespenstisch lautlos tauchte es plötzlich wieder vor mir auf, wie eine Fata Morgana, die sich bildete aus dem zittrigen Flimmern der Sonne oder dem Glänzen und Glitzern des Wassers — und mich verfolgte, schreckte, narrete . . . zwei heisse Tage lang!

Dann hörte ich diese Worte: «Haben Sie mir vielleicht Feuer?» —

Also doch keine Fata Morgana! Heiliger Schreck! Ich stand doch eben bis zum Nabel unter Wasser, und ausserdem. —

«Sie haben doch gar keine Zigarette!»

«Nein», kam es ganz offen zurück, «aber wie sonst hätte ich's gewagt, Sie anzureden.»

Ich war sprachlos.

«Wie dumm», dachte ich, «wie naiv». Und ich lächelte. «Oder ist es raffiniert?» — — Ein Gedanke jagte jetzt den andern. Meine Ruhe war hin. Bevor ich mir schlüssig war über diesen Jungen, der nun fast niedergeschlagen vor mir stand, hatte der Charme eines nichtssagenden, fast dummen Gesprächs, gleichsam wie ein Gift, den Weg nach meinem Hirn und Herzen ausgebrannt, und alle Türen standen bei mir offen . . .

Ich war verloren.

Denn nicht viel später rüstete sich auch die Sonne zu ihrem Untergang. Ein seltsam warmes, goldenes Licht zog über Wiesen und Wasser, die vielen, hellen Kinderstimmen kamen schon aus der Ferne, tauchten unter im Hupen der Autos, dem Klingeln von Trambahnen — das Amstelbad war still, und die Badenden wurden zu Schemen, eigenartig schön, fremd und unberührt, leise wie Tänzer und olympisch beinahe in Haltung und im Gehen — —.

Plötzlich erinnerte ich mich, dass ich in einem fremden Lande war,

und mit einem fremden Jungen sprach. Ein ganz kleines Weh stieg mir zu Herzen.

Und obwohl ich doch recht wenig übrig habe für sehr junge Menschen, irgend etwas fesselte mich an diesem Jungen; ich begann mir einzubilden, dass er anders sei als alle andern! Und ich war merkwürdig still in mir selbst und stäunend.

Ich lud ihn ein, für den nächsten Tag — zum Tee.

Wir wurden gute Freunde. So sehr, dass ich ihm versprach, wenn ich wieder einmal in meiner Heimat sei, solle er mich besuchen . . .

* * *

Heute nun ist es soweit. Ich habe ihn eben vom Bahnhof abgeholt. Noch immer dieselben hellen Augen, die blonde Mähne. Aber einen Kopf grösser ist er geworden in diesen paar Jahren.

Uebrigens, mein Freund heisst Marko. Er ist jetzt Medizinstudent, was mich heimlich mit Stolz erfüllt. Er sei aber beim ersten Examen durchgefallen. — Und schon bin ich enttäuscht.

So geht es mir immer, mit diesem grossen, seltsamen Jungen. Ich falle von einer Stimmung in die andere.

«Er ist klug», denke ich manchmal. Gleich darauf aber bin ich überzeugt, dass ihm mehr als nur ein Rädchen fehlt. Es kommt so weit, dass ich anfangen werde an mir selber zu zweifeln . . .

Denn all die negativen Seiten Markos sind natürlich umweht von der teuflischen Ausstrahlung seiner Jugend, die mich blendet. Um derentwillen eine grobe Frechheit sich für mich einfach in ein Bonmot verwandelt und Dummheiten erscheinen geradezu als charmante Offenbarungen!

Zwar nenne ich den ehemaligen Reiher jetzt einen kleinen Elefanten. Denn wenn er nur in meiner Stube herumläuft, zittern die Wände! Es ist fürchterlich! Den ganzen Tag dröhnt jetzt bei mir das Radio. Marko tanzt Swing und Samba vollkommen für sich allein, und es sieht aus, als hätte der schiefe Turm von Pisa sich auf meinem schönen Perser in Bewegung gesetzt, einem allerdings wenig ruhmreichen Ende entgegen, denn jeden Moment fürchte ich, wird Marko unter sich selber wegrutschen, was ich ihm wiederum von Herzen gönnen möchte, besonders, wenn ich seine blöd verklärte Gesichtsmimik betrachte. — Aber ich zittere ständig für die alte Dame, die unter mir wohnt. Sie hat zwar keinen Kronleuchter überm Kopf, aber sie ist die Hausbesitzerin, und keine weiss so gut wie sie, wie baufällig unsere Hütte ist!

Marko ist ausserdem Kettenraucher. Volle Aschenbecher überall! Einen davon mal zu reinigen kommt dem zukünftigen Arzt nicht in den Sinn. Dafür hat er mir bis heute morgen den Staubsauger mit zärtlichem Blick aus der Hand genommen, und er ging an die Arbeit, — seine Zigarette wanderte dabei unaufhörlich von der Hand zum Mund, bei jedem tiefen Zug stützte er sich auf die lange Stange, und die Asche tropfte natürlich unbeachtet hinter ihm zu Boden! Ich geriet in helle Wut:

«Du bist doch keine Rita Hayworth!» Und ich entriss ihm die aufheulende Maschine. Ich sollte es beueren.

«Du bist ja auch kein Ali Khan.» — Und damit verkroch er sich wie eine frierende Katze an den Ofen.

Denn wenn Marko nicht tanzt, so hockt er immer rauchend am glühenden Ofen und friert!! — Mein Gott, wie kann ein junger Mensch

nur soo frieren . . . So gehe ich also aus mit ihm. Aber im Schneegestöber, fürchte ich, wird er mir zu einem Eiszapfen. Schnell in eine Bar . . .

Wie gesagt, — ich bin nicht nur hübsch, ich bin auch grosszügig! Vor Markos Eintreffen hatte ich schon meinem Herzen eingeschärft, dem Freunde gewisse Freiheiten zu gewähren . . . Dazu nun bin ich in dieser Bar am richtigen Ort! —

Schon Markos Mantel mit Pelzaufsatz alarmiert die Schatten, die gebückt wie brünstige Laubfrösche auf den Barstühlen thronen. Atemlose Stille legt sich einen Moment lang in die rotdüstere Atmosphäre. Und dann beginnt ein unheimliches Händeschütteln, als käme ich direkt vom Mond —! Sie fragen mich nach meiner Gesundheit, wie entzückend das neue Halstuch sei. — Ob ich schöne Weihnachtstage verlebt habe? — Ich glaube, sie hätten mir auch noch frohe Ostern gewünscht, wär' ich mit Marko nicht in die hinterste Ecke geflüchtet!

Strategisch ist dies vollkommen falsch!

Denn von hier aus übersieht man das ganze Gewimmel. Ein wildes Flirten beginnt sich zu entwickeln. Die Blicke ziehen wie Glühwürmchen nach unserer dunklen Ecke. — Sie werden dreifach intensiviert erwidert! Ich bemerke es staunend, und ich beginne zu ahnen, wo bei Marko das Temperament beginnt . . .

Kurz vor Mitternacht ist dann anscheinend die Wahl getroffen. Nachdem Marko zu verschiedenen Malen mit verschiedenen Pretexten meine grüne Seite verlassen hatte, steht er jetzt scheu, mit noch scheuerer Frage vor mir: « . . . ich möchte Dich fragen », stottert er, « . . . ich — aber wenn Du nicht ». — « Doch, doch Marko, geh' nur », komme ich ihm zu Hilfe.

Und damit beginnt sich das Tragische anzumelden. Sozusagen die Tragik der Freiheit. Freiheiten soll man nicht verschwenden. Man muss erst wissen wie, und vor allem: Wem man sie gewährt! Ich habe diesem grossen Jungen eine fremde Nacht von Herzen gegönnt. Er aber hat fast das Mass nicht verstanden . . . Marko brachte es jedenfalls fertig, innerhalb von fünf Tagen sieben neue Adressen in sein Notizbuch zu plazieren, und ich weiss, dies kam nicht so von ohnehin. —

Statt dem Radio ist jetzt mein Telephon en vogue!

Ausserdem traf ich den Partner von Markos erstem Abstecher gleich am folgenden Tag. Er fiel mir dankbar um den Hals!

Seitdem werde ich auf verdächtigste Weise von Bekannten auf ähnliche Art behandelt.

Noch niemals wurde ich so oft, so heftig, innerhalb so kurzer Zeit, von meinen Freunden abgeküsst, ohne dass dies harmlose Tun nicht weitere frevelhaftere Folgen gezeitigt hätte! —

* * *

Gestern habe ich für Marko eine Party arrangiert. Das heisst, ich habe viel Wein, Obst und Charcuterie zusammengetragen, mich in die eiskalte Küche gesetzt und angefangen Brötchen zu streichen! Marko bot seine Hilfe an. Er ist immer guten Willens, der Junge! —

«Vielleicht schneidest Du mir die Tomaten»; ich gab ihm das scharfe Messer. Eine Sekunde später hörte ich den Schrei!

Rotes Blut fliesst über eine rote Tomate!

«Wenn du mal Chirurg bist, Marko, lasse ich mir meinen Blinddarm

operieren»! — Mein Scherz ist verfehlt, und Marko schleicht winselnd ofenwärts. Derweil ich ein wenig kichernd weiter arbeite am russischen Salat!

Aber nachher hat Marko die Gäste doch mit Bravour empfangen. Ich hatte — klug, wie ich meinte, nur Freundesp a a r e eingeladen. Alles ging am Schnürchen, nach Plan und nach Sitte. Man trank, ass ein bisschen, johlte und gröhnte ein wenig und punkt Mitternacht flogen sich die Paare in die Arme! Prosit Neujahr!!

Ich hielt wieder einmal meinen kleinen Elefanten umschlungen! Ich gebe ihm noch ein paar gutgemeinte Ratschläge für 1951, aber ich bin jetzt sicher, dass sie untergegangen sein mussten in den Neujahrglocken — denn schon bald nachher kommt das erste Wetterleuchten.

Marko ist verschwunden! Aber nicht allein. Glücklicherweise werden die Vermissten nicht ferner als im Nebenzimmer wieder aufgefunden, aber meine gute Stube steht jetzt in den hellsten Flammen des Alarms!

Einige der Weisen glauben sich und ihre mitgebrachte letzte Eroberung dadurch in Sicherheit zu bringen, indem sie sich gähnend der Müdigkeit bezichtigen und entschwinden. — Der Rest wird leider Zeuge meines ersten zornigen Wortes. Weil ich mich einfach nicht mehr zurückhalten kann, wie ich sehen muss, wie mein kleiner Freund mit dem kleinen Freund meines besten Freundes . . . eine neue Freundschaft anzubahnen weiss . . . !

Es setzt nun eine regelrechte Flucht ein. Die Gäste zurück ins traute Heim. Marko ins Bett und ich in die Küche.

Wie dann das Nötigste aufgeräumt ist, rasselt das Telephon. 6 Uhr morgens! Eine fremde Stimme wünscht mir ein frohes neues Jahr, und — möchte Marko sprechen. Dies wird bewerkstelligt. Endlich — nach weiteren zehn Minuten verkriechen wir uns gemeinsam unter die Decken.

Marko legt seinen Arm um mich . . . Dies macht mich zwar bewegungslos, aber wenigstens finde ich die Sprache wieder: «Marko, statt erst in einer Woche, wie vorgesehen, möchte ich Dich bitten, morgen schon, oder sagen wir — übermorgen — zurückzufahren — — —». Ich warte auf Erwiderung. Vergeblich. Kein Laut, keine Regung.

«Wahrscheinlich ist er schon eingeschlafen», denke ich. «Oder am Ende meint er, ich hätte laut geträumt». —

* * *

Nein, Marko hatte mich verstanden. Noch am selben Abend kommt er mit einem Jüngling von zweifelhaftem Ruf nach Hause, um seine Koffer zu packen. Ich höre sie im Nebenzimmer flüstern. Aber bald steht Marko mit seinem grinsenden Dienstmann unter meiner Türe und spricht ein wackeliges Adieu. Nicht mal zu einem Händedruck findet er den Mut. — — —

«Was aber hat all dies mit Kravatten zu tun?» höre ich Sie fragen. Sehen Sie, lieber Leser, ich sitze nun mit einem Male wieder in meiner gewohnten Einsamkeit, vom Radio her süsse Geigen und umringt von blitzsauberen Aschenbechern — da zieht es mich hinüber ins Nebenzimmer.

Ich feiere ein seltsames Wiedersehen.

Auf der Kommode, fein säuberlich hingelegt, sehe ich neben einem kleinen Weihnachtsgeschenk, das ich Marko gab, auch zwei Kravatten.

Eine grüne und eine rote. Noch sind sie beide schön. Ich hatte sie mir einmal selber gekauft, ich erinnere mich. Ich habe sie gerne getragen. Dann eines Abends kam dieser Junge zu mir — ich gab sie ihm.

«Habe ich ihn doch einmal so gern gehabt?» . . . Ganz tief und fern klopft mir das Herz, und vielleicht ist dies eine Antwort —.

Aber ich werfe diese Kravatten dennoch in den Ofen.

Es flammt und raucht. «Da verbrennt ein Stück meiner Jugend», denke ich. Und wie ich nach dem Rauche schnuppere, kann ich nicht umhin zu sagen, dass es stinkt! —

So prosaisch ist das Leben. —

Episode im Schnee

Eine nicht ganz demokratische Geschichte von H. W., Frankfurt a. M.

Der junge Prinz fuhr mit seinem Erzieher zu einer Ski-Tour ins bayrische Gebirge. Dabei verstauchte sich der Erzieher den Fuss und musste wohl oder übel nach dem Hotel zurück. Der Prinz bat, ihn doch allein auf die Hütte gehen zu lassen, weil das Wetter ganz klar und die Tour eine der kleinen und nicht ganz ungefährlichen war. Der Erzieher liess sich, nicht ganz leichten Herzens, überreden. —

Prinz Egon aber liebte es, wie es junge Leute meist zu tun pflegen, vom gewohnten Pfade etwas abzuweichen. Er nahm einen neuen Weg, der sich schon nach einer Stunde tot lief. Da er nicht wieder zum grossen Pfad zurückgehen wollte, fuhr er in der von ihm vermuteten Richtung der Hütte zu, kam jedoch so weit ab, dass er in der Dunkelheit, obwohl er schon längst hätte dort sein müssen, die Skihütte noch immer nicht sah. Ein Schneesturm setzte ein, und Nebel dazu. Er fiel plötzlich einige Meter ab, buddelte sich wieder heraus, kämpfte weiter gegen den Wind, fiel wieder ab und hatte bald seine Kräfte verbraucht. Als er wieder in ein Schneeloch fiel, konnte er nur noch mehrmals um Hilfe rufen, ohne zu denken, dass ihn ja niemand hören konnte. —

Peppi Weisshuber, ein stämmiger, sehr gut gewachsener Bursche, Mitglied eines Athleten-Klubs, hatte eine lange Skitour hinter sich und war noch vor dem Unwetter in die «Rotto-Hütte» gekommen, wozu er als Mitglied des Alpenvereins den Schlüssel besass. Er hatte sich ein Feuer gemacht, seinen Vorräten zugesprochen und wollte sich schlafen legen. Als er noch einmal vor die Hütte trat, um nach dem Wetter zu sehen, hörte er in der Ferne Hilferufe, die sich noch ein paar Mal wiederholten. Nachdem er noch eine Weile vergeblich gelauscht hatte, zog er rasch wieder seine Kluft an, nahm Seil, Pickel und Laterne und ging der Richtung zu, aus der die Rufe gekommen zu sein schienen. Nach längerem Suchen sah er unter dem Schnee eine menschliche Form und zog jemand heraus, der reglos in seinen Armen blieb, überzeugte sich aber sofort, dass noch Leben im Körper war. Er trug den Findling auf seinen kräftigen Armen in die Hütte, säuberte ihn vom Schnee und zog ihm die Kapuze ab, die nur Mund und Nase hatte sehen lassen . . . und sah, dass er einen hübschen, blonden Jungen vor sich hatte. Die Zahl